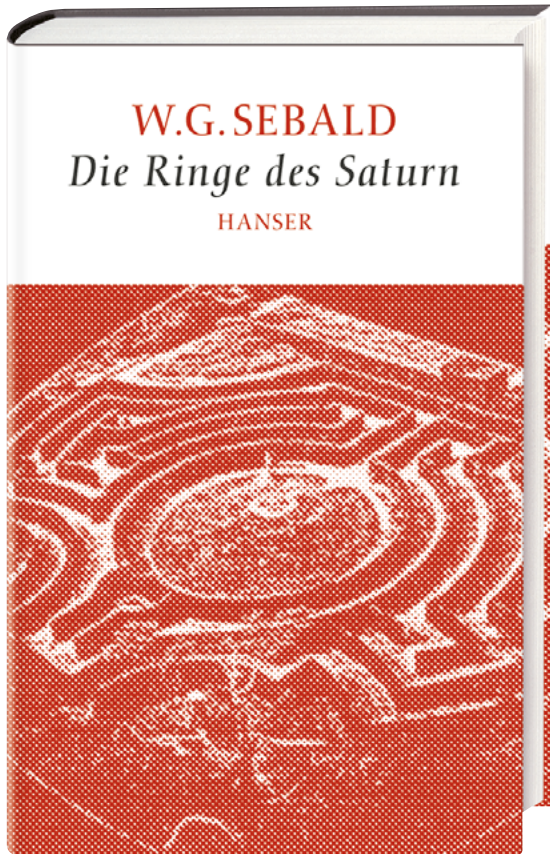


Leseprobe aus:

**W.G. Sebald**  
**Die Ringe des Saturn**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2015

**HANSER**



W. G. Sebald

DIE RINGE  
DES  
SATURN

Eine englische Wallfahrt

Carl Hanser Verlag

I 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24974-5

© Eichborn AG, Frankfurt am Main 1995  
Herold's Temple Photography © Alec Garrard  
All rights reserved

Alle Rechte dieser Ausgabe:

© 2015 Carl Hanser Verlag München  
Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck  
Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
FSC® C083411

# INHALT

## Erster Teil

— S. 11 —

Im Spital — Nachruf — Irrfahrt des Schädels Thomas Brownes — Anatomische Vorlesung — Levitation — Quincunx — Fabelwesen — Feuerbestattung

## Zweiter Teil

— S. 41 —

Der Dieseltriebwagen — Morton Petos Palast — Als Besucher in Somerleyton — Die deutschen Städte in Flammen — Der Niedergang von Lowestoft — Kannitverstan — Das Seebad von einst — Frederick Farrar und der kleine Hof Jakobs des Zweiten

## Dritter Teil

— S. 67 —

Strandfischer — Zur Naturgeschichte des Herings — George Wyndham Le Strange — Eine große Herde Säue — Die Verdoppelung des Menschen — Orbis Tertius

## Vierter Teil

— S. 93 —

Die Seeschlacht von Sole Bay — Einfall der Nacht — Stationsweg Den Haag — Mauritshuis — Scheveningen — Grab des hl. Sebald — Flughafen Schiphol — Unsichtbarkeit der Menschen — Sailors' Reading Room — Bilder aus dem ersten Krieg — Das Lager von Jasenovac an der Sava

## Fünfter Teil

— S. 125 —

Conrad und Casement — Der Knabe Teodor — Exil in Vologda — Novofastov — Tod und Beisetzung Apollo Korzeniowskis — See- und Liebesleben — Winterliche Heimkehr — Das Herz der Dunkelheit — Panorama von Waterloo — Casement, die Sklavenwirtschaft und die irische Frage — Hochverratsprozeß und Hinrichtung

## Sechster Teil

— S. 165 —

Die Brücke über den Blyth — Der chinesische Hofzug — Aufstand der Taiping und Öffnung des Reiches der Mitte — Zerstörung des Gartens Yuan Ming Yuan — Ende des Kaisers Hsien-feng — Die Kaiserinwitwe Tz'u-hsi — Geheimnisse der Macht — Die versunkene Stadt — Der arme Algernon

## Siebter Teil

— S. 201 —

Die Heide von Dunwich — Marsh Acres, Middleton —  
Berliner Kindheit — Englisches Exil — Träume, Wahl-  
verwandtschaften, Korrespondenzen — Zwei sonder-  
bare Geschichten — Durch den Regenwald

## Achter Teil

— S. 229 —

Gespräch über den Zucker — Boulge Park — Die  
FitzGeralds — Kinderstube von Bredfield — Edward  
FitzGeralds literarischer Zeitvertreib — A Magic  
Shadow Show — Verlust eines Freundes — Ausgang  
der Jahre — Letzte Reise, Sommerlandschaft, Tränen  
des Glücks — Eine Partie Domino — Irische Erinne-  
rung — Zur Geschichte des Bürgerkriegs — Feuer-  
brände, Verarmung und Zerfall — Catharina von  
Siena — Fasanenkult und Unternehmertum — Durch  
die Wüste — Geheime Vernichtungswaffen — In  
einem anderen Land

## Neunter Teil

— S. 285 —

Der Tempel von Jerusalem — Charlotte Ives und der  
Vicomte de Chateaubriand — Memoiren von jenseits  
des Grabs — Auf dem Kirchhof von Ditchingham —  
Ditchingham Park — Der Orkan vom 16. Oktober  
1987

Zehnter Teil

— S. 321 —

Thomas Brownes Musaeum Clausum — Der Seiden-  
vogel *Bombyx mori* — Ursprung und Ausbreitung  
des Seidenbaus — Die Seidenweber von Norwich —  
Gemütskrankheiten der Weber — Stoffmuster: Natur  
und Kunst — Der Seidenbau in Deutschland — Das  
Tötungsgeschäft — Trauerseide



Good and evil we know in the field of this world grow  
up together almost inseparably.

John Milton, *Paradise Lost*

Il faut surtout pardonner à ces âmes malheureuses qui  
ont élu de faire le pèlerinage à pied, qui côtoient le  
rivage et regardent sans comprendre l'horreur de la  
lutte et le profond désespoir des vaincus.

Joseph Conrad

an Marguerite Poradowska

Die Ringe des Saturn bestehen aus Eiskristallen und  
vermutlich meteoritischen Staubteilchen, die den Pla-  
neten in dessen Äquatorebene in kreisförmigen Bah-  
nen umlaufen. Wahrscheinlich handelt es sich um die  
Bruchstücke eines früheren Mondes, der, dem Plane-  
ten zu nahe, von dessen Gezeitenwirkung zerstört  
wurde (→ Roch'sche Grenze).

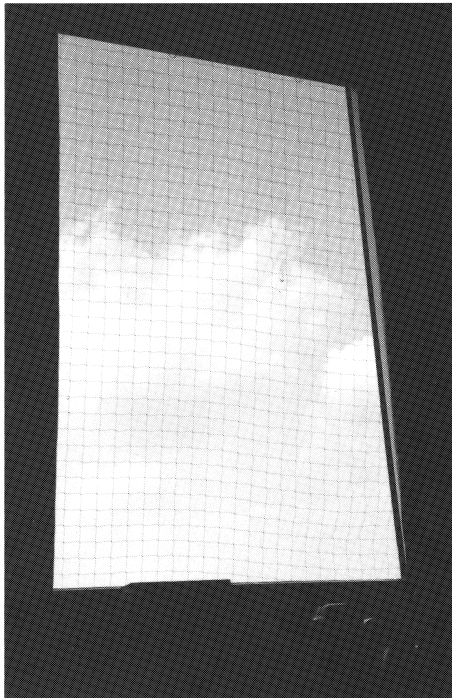
*Brockhaus Enzyklopädie*



# I

Im August 1992, als die Hundstage ihrem Ende zugingen, machte ich mich auf eine Fußreise durch die ostenglische Grafschaft Suffolk in der Hoffnung, der nach dem Abschluß einer größeren Arbeit in mir sich ausbreitenden Leere entkommen zu können. Diese Hoffnung erfüllte sich auch bis zu einem gewissen Grad, denn selten habe ich mich so ungebunden gefühlt wie damals bei dem stunden- und tagelangen Dahinwandern durch die teilweise nur spärlich besiedelten Landstriche hinter dem Ufer des Meers. Andererseits jedoch erscheint es mir jetzt, als ob der alte Aberglaube, daß bestimmte Krankheiten des Gemüts und des Körpers sich mit Vorliebe unter dem Zeichen des Hundsterns in uns festsetzen, möglicherweise seine Berechtigung hat. Jedenfalls beschäftigte mich in der nachfolgenden Zeit sowohl die Erinnerung an die schöne Freizügigkeit als auch die an das lähmende Grauen, das mich verschiedentlich überfallen hatte angesichts der selbst in dieser entlegenen Gegend bis weit in die Vergangenheit zurückgehenden Spuren der Zerstörung. Vielleicht war es darum auf den Tag genau ein Jahr nach dem Beginn meiner Reise, daß

ich, in einem Zustand nahezu gänzlicher Unbeweglichkeit, eingeliefert wurde in das Spital der Provinzhauptstadt Norwich, wo ich dann, in Gedanken zumindest, begonnen habe mit der Niederschrift der nachstehenden Seiten. Genau entsinne ich mich noch, wie ich, gleich nach der Einlieferung, in meinem im achten Stockwerk des Krankenhauses gelegenen Zimmer überwältigt wurde von der Vorstellung, die in Suffolk im Vorsommer durchwanderten Weiten seien nun endgültig zusammengeschrumpft auf einen einzigen blinden und tauben Punkt. Tatsächlich war von meiner Bettstatt aus von der Welt nichts anderes mehr sichtbar als das farblose Stück Himmel im Rahmen des Fensters.



Der im Laufe des Tages des öfteren schon in mir aufgestiegene Wunsch, der, wie ich befürchtete, für immer entschwundenen Wirklichkeit durch einen Blick aus diesem sonderbarerweise mit einem schwarzen Netz verhängten Krankenhausfenster mich zu versichern, wurde bei Einbruch der Dämmerung so stark, daß ich mich, nachdem es mir irgendwie, halb bäuchlings, halb seitwärts gelungen war, über den Bettrand auf den Fußboden zu rutschen und auf allen vieren die Wand zu erreichen, trotz der damit verbundenen Schmerzen aufrichtete, indem ich mich an der Fensterbrüstung mühsam emporzog. In der krampfhaften Haltung eines Wesens, das sich zum erstenmal von der ebenen Erde erhoben hat, stand ich dann gegen die Glasscheibe gelehnt und mußte unwillkürlich an die Szene denken, in der der arme Gregor, mit zitternden Beinchen an die Sessellehne sich klammernd, aus seinem Kabinett hinausblickt in undeutlicher Erinnerung, wie es heißt, an das Befreiende, das früher einmal für ihn darin gelegen war, aus dem Fenster zu schauen. Und genau wie Gregor mit seinen trübe gewordenen Augen die stille Charlottenstraße, in der er mit den Seinen seit Jahren wohnte, nicht mehr erkannte und sie für eine graue Einöde hielt, so schien auch mir die vertraute Stadt, die sich von den Vorhöfen des Spitals bis weit gegen den Horizont hin erstreckte, vollkommen fremd. Ich konnte mir nicht denken, daß in dem ineinanderverschobenen Gemäuer dort unten noch irgend etwas sich regte, sondern glaubte, von einer Klippe aus hinabzublicken auf ein steinernes Meer oder ein Schotterfeld, aus dem wie riesige Findlingsblöcke die finsternen Massen der

Parkhäuser herausragten. Passanten waren in dieser fahlen Abendstunde im näheren Umkreis keine zu sehen, bis auf eine Krankenschwester, die gerade die trostlose Grünanlage vor der Einfahrt durchquerte auf ihrem Weg zum Nachtdienst. Eine Ambulanz mit Blaulicht bewegte sich, langsam um mehrere Ecken biegend, von der Stadtmitte her auf die Notfallstation zu. Das Martinshorn drang nicht bis zu mir herauf. Ich war, in der Höhe, in der ich mich befand, umgeben von einer beinahe völligen, sozusagen künstlichen Lautlosigkeit. Nur die Luftströmung, die über das Land hinwegstrich, hörte man auflaufen draußen am Fenster und manchmal, wenn auch dieses Geräusch sich legte, das nie ganz nachlassende Sausen in den eigenen Ohren.

Heute, wo ich meine Notizen anfangs ins reine zu schreiben, mehr als ein Jahr nach der Entlassung aus dem Spital, kommt mir zwangsläufig der Gedanke, daß damals, als ich vom achten Stockwerk aus hinabschaute auf die in der Dämmerung versinkende Stadt, in seinem schmalen Haus in der Portersfield Road Michael Parkinson noch am Leben gewesen ist, beschäftigt wahrscheinlich wie zumeist mit der Vorbereitung eines Seminars oder mit seiner viele Jahre lang ihn schon in Anspruch nehmenden Studie über Ramuz. Michael war Ende Vierzig, Junggeselle und, wie ich glaube, einer der unschuldigsten Menschen, die mir jemals begegnet sind. Nichts lag ihm ferner als Eigennutz, nichts kümmerte ihn so sehr wie die aufgrund der seit einiger Zeit herrschenden Verhältnisse immer schwieriger werdende Erfüllung seiner Pflicht. Mehr als alles andere aber zeichnete ihn aus

eine Bedürfnislosigkeit, von der manche behaupteten, daß sie ans Exzentrische grenzte. In einer Zeit, wo die meisten Leute zu ihrer Selbsterhaltung in einem fort einkaufen müssen, ist Michael praktisch überhaupt nie zum Einkaufen gegangen. Jahraus, jahrein trug er, seit ich ihn kannte, abwechslungsweise eine dunkelblaue und eine rostfarbene Jacke, und wenn die Ärmel abgestoßen oder die Ellbogen durchgewetzt waren, hat er selber zu Nadel und Faden gegriffen und einen Lederbesatz aufgenäht. Ja, sogar die Kragen an seinen Hemden soll er gewendet haben. In der Sommervakanz machte Michael regelmäßig lange, mit seinen Ramuzstudien in Verbindung stehende Reisen zu Fuß durch das Wallis und das Waadtland, manchmal auch durch den Jura oder durch die Cevennen. Oft, wenn er von einer solchen Reise zurückkam oder wenn ich den Ernst bewunderte, mit dem er stets seine Arbeit verrichtete, schien es mir, als habe er, auf seine Weise, das Glück gefunden in einer inzwischen kaum mehr denkbaren Form von Bescheidenheit. Doch dann hieß es im vergangenen Mai mit einem Mal, daß Michael, den seit ein paar Tagen niemand gesehen hatte, in seinem Bett tot aufgefunden worden sei, auf der Seite liegend und ganz starr schon und mit einem eigenartig rotfleckig verfärbten Gesicht. Die gerichtliche Untersuchung ergab *that he had died of unknown causes*, ein Urteil, dem ich für mich selber hinzusetzte: *in the dark and deep part of the night*. Der Entsetzensschauer, der uns nach dem von niemandem erwarteten Ableben Michael Parkinsons durchlief, erfaßte schlimmer wohl als alle anderen die gleichfalls ledige Romanistik-

dozentin Janine Rosalind Dakyns, ja man darf sagen, daß sie den Verlust Michaels, mit dem sie eine Art von Kinderfreundschaft verband, so wenig verschmerzen konnte, daß sie ein paar Wochen nach seinem Tod selber einer ihren Körper in der kürzesten Zeit zerstörenden Krankheit erlag. Janine Dakyns, die in einer kleinen Gasse in unmittelbarer Nähe des Spitals wohnte, hatte wie Michael in Oxford studiert und im Verlauf ihres Lebens eine von jeglicher Intellektuelleneitelkeit freie, stets vom obskuren Detail, nie vom Offenkundigen ausgehende, gewissermaßen private Wissenschaft von der französischen Romanliteratur des 19. Jahrhunderts entwickelt, insbesondere im Hinblick auf den von ihr weitaus am höchsten geschätzten Gustave Flaubert, aus dessen Tausende von Seiten umfassender Korrespondenz sie bei den verschiedensten Gelegenheiten lange, mich jedesmal von neuem in Erstaunen versetzende Passagen zitierte. Im übrigen hat sie, die beim Vortragen ihrer Gedanken oft in Zustände einer fast besorgniserregenden Begeisterung geriet, mit dem größtmöglichen persönlichen Interesse die schriftstellerischen Skrupel Flauberts zu ergründen versucht, eine Angst vor dem Falschen, die ihn, wie sie sagte, manchmal wochen- und monatelang an sein Kanapee fesselte und fürchten ließ, daß er nie mehr auch nur eine halbe Zeile würde zu Papier bringen können, ohne sich auf das peinlichste zu kompromittieren. Zu solchen Zeiten, sagte Janine, schien ihm nicht nur jedes zukünftige Schreiben völlig ausgeschlossen, sondern er war darüber hinaus davon überzeugt, daß alles bisher von ihm Geschriebene nur aus einer Aneinanderreihung der



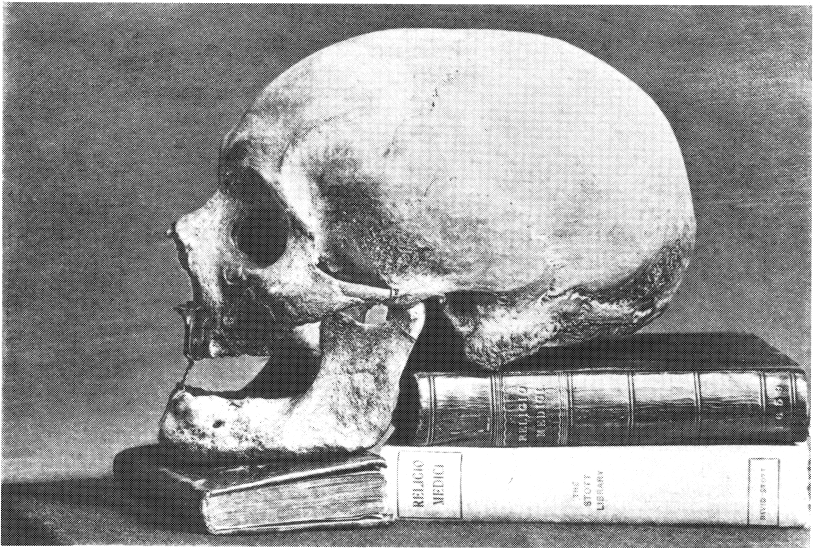
unverzeihlichsten, in ihren Auswirkungen unabsehbaren Fehler und Verlogenheiten bestehe. Janine behauptete, die Skrupel Flauberts seien zurückzuführen auf die von ihm beobachtete, unaufhaltsam fortschreitende und, wie er glaubte, bereits auf seinen eigenen Kopf übergreifende Verdummung. Es sei, soll er einmal gesagt haben, als versinke man im Sand. Wahrscheinlich aus diesem Grunde, meinte Janine, käme dem Sand in sämtlichen Werken Flauberts so viel Bedeutung zu. Der Sand erobere alles. Immer wieder, sagte Janine, seien durch die Tag- und Nachtträume Flauberts ungeheure Staubwolken getrieben, die, aufgewirbelt über den dürren Ebenen des afrikanischen Kontinents, nach Norden zogen, über das Mittelmeer und über die iberische Halbinsel, bis sie irgendwann sich niedersenkten wie Feuerasche, über dem Tuileriengarten, über einem Vorort von Rouen oder einem Landstädtchen in der Normandie, und eindringen in die winzigsten Zwischenräume. In einem Sandkorn im Saum eines Winterkleides der Emma Bovary, sagte Janine, hat Flaubert die ganze Sahara gesehen, und jedes Stäubchen wog für ihn soviel wie das Atlasgebirge. Oft, zu Ende des Tages, habe ich mich mit Janine über die Weltauffassung Flauberts unterhalten in ihrem Büro, in dem solche Mengen von Vorlesungsnotizen, Briefen und Schriftstücken jeder Art herumlagen, daß man meinte, mitten in einer Papierflut zu stehen. Auf dem Schreibtisch, dem ursprünglichen Ausgangs- beziehungsweise dem Sammelpunkt der wundersamen Papiervermehrung, war im Verlaufe der Zeit eine richtige Papierlandschaft mit Bergen und Tälern entstanden, die inzwischen an

den Rändern, so wie ein Gletscher, wenn er das Meer erreicht, abbrach und auf dem Fußboden ringsum neue, ihrerseits unmerklich gegen die Mitte des Raumes sich bewegende Ablagerungen bildete. Vor Jahren bereits war Janine von den immerzu weiterwachsenden Papiermassen auf ihrem Schreibtisch gezwungen gewesen, an andere Tische auszuweichen. Diese Tische, auf denen sich in der Folge ähnliche Akkumulationsprozesse vollzogen hatten, repräsentierten sozusagen spätere Zeitalter in der Entwicklung des Papieruniversums Janines. Auch der Teppich war seit langem schon unter mehreren Lagen Papier verschwunden, ja das Papier hatte angefangen, vom Boden, auf den es fortwährend aus halber Höhe hinabsank, wieder die Wände emporzusteigen, die bis zum oberen Türtrand bedeckt waren mit einzelnen, jeweils nur an einer Ecke mit einem Reißnagel befestigten, teilweise dicht übereinandergehefteten Papierbögen und Dokumenten. Auch auf den Büchern in den Regalen lagen, wo es nur ging, Stapel von Papier, und all dieses Papier versammelte auf sich in der Stunde der Dämmerung den Widerschein des vergehenden Lichts, wie vordem, so habe ich mir einmal gedacht, unter dem tintenfarbenen Nachthimmel der Schnee auf den Feldern. Janines letzter Arbeitsplatz ist ein mehr oder weniger in die Mitte ihres Büros gerückter Sessel gewesen, auf dem man sie, wenn man an ihrer stets offenen Tür vorbeikam, sitzen sah, entweder vornübergebeugt kitzelnd auf einer Schreibunterlage, die sie auf den Knien hielt, oder zurückgelehnt und in Gedanken verloren. Als ich gelegentlich zu ihr sagte, sie gleiche, zwischen ihren Papieren, dem bewegungs-

los unter den Werkzeugen der Zerstörung verharrenden Engel der Dürerschen Melancholie, da antwortete sie mir, daß die scheinbare Unordnung in ihren Dingen in Wahrheit so etwas wie eine vollendete oder doch der Vollendung zustrebende Ordnung darstelle. Und tatsächlich wußte sie, was immer sie in ihren Papieren, in ihren Büchern oder in ihrem Kopf suchte, in der Regel auf Anhieb zu finden. Janine ist es auch gewesen, die mich sogleich an den ihr aus der Oxford Society bekannten Chirurgen Anthony Batty Shaw verwies, als ich, bald nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus, mit meinen Nachforschungen über Thomas Browne begann, der im 17. Jahrhundert in Norwich als Arzt praktiziert und eine Reihe von Schriften hinterlassen hat, denen kaum etwas Vergleichbares sich an die Seite stellen läßt. Ich war damals in der *Encyclopaedia Britannica* auf einen Eintrag gestoßen, in dem es hieß, der Schädel Brownes werde im Museum des Norfolk & Norwich Hospital aufbewahrt. So zweifelsfrei diese Behauptung mich dünkte, so wenig erfolgreich waren meine Versuche, den Schädel dort, wo ich selbst bis vor kurzem gelegen hatte, in Augenschein zu nehmen, denn unter den Damen und Herren der heutigen Krankenhausverwaltung war niemand, der etwas wußte von der Existenz eines solchen Museums. Nicht nur sah man mich voller Unverständnis an, als ich mein seltsames Anliegen vorbrachte, sondern ich hatte sogar den Eindruck, daß ich von einigen der von mir Befragten für einen lästigen Sonderling gehalten wurde. Nun gab es aber bekanntermaßen in der Zeit, in der man im Zuge der allgemeinen Sanierung der Gesellschaft die sogenannten

Bürgerspitäler einrichtete, in vielen dieser Häuser ein Museum oder, genauer gesagt, ein Gruselkabinett, in dem Früh- und Mißgeburten, Wasserköpfe, hypertrophe Organe und ähnliches mehr in Formalingläsern zu medizinischen Demonstrationszwecken aufbewahrt und gelegentlich der Öffentlichkeit zur Schau gestellt wurden. Es fragte sich nur, wo diese Dinge hingekommen waren. Was das Krankenhaus in Norwich und den Verbleib des Browneschen Schädels betraf, konnte mir auch die lokalhistorische Abteilung der durch einen Brand seither zerstörten Zentralbibliothek keinerlei Auskunft geben. Erst der durch Janine vermittelte Kontakt mit Anthony Batty Shaw brachte mir die gewünschte Aufklärung. Thomas Browne war, so Batty Shaw in einem mir von ihm übersandten, soeben im *Journal of Medical Biography* erschienenen Artikel, nach seinem 1682 an seinem siebenundsiebzigsten Geburtstag erfolgten Tod in der Stadtpfarrkirche St. Peter Mancroft begraben worden, wo seine sterblichen Reste dann ruhten bis zum Jahr 1840, als der Sarg, bei den Vorbereitungen zu einer Beisetzung an nahezu derselben Stelle des Chors, beschädigt und sein Inhalt teilweise ans Licht gebracht wurde. Infolge dieses Vorfalles gelangte der Schädel Brownes und eine Locke von seinem Haupthaar in den Besitz des Arztes und Kirchenvorstehers Lubbock, der die Reliquien seinerseits testamentarisch dem Spitalmuseum vermachte, wo sie zwischen allerhand anatomischen Absonderlichkeiten unter einem eigens gefertigten Glassturz bis 1921 zu sehen waren. Erst dann nämlich war der von der Pfarrei St. Peter Mancroft wiederholt gestellten Forderung einer Rückführung

des Schädels Brownes nachgegeben und, beinahe ein Vierteljahrtausend nach dem ersten Begräbnis, mit aller Feierlichkeit ein zweites anberaumt worden. Browne selbst hat in seinem berühmten, halb archäologischen, halb metaphysischen Traktat über die Praxis der Feuer- und Urnenbestattung zu der späteren Irrfahrt seines eigenen Schädels den besten Kommentar geliefert an der Stelle, wo er schreibt, aus dem Grabe gekratzt zu werden, das sei eine Tragödie und Abscheulichkeit. Aber wer, so fügt er hinzu, kennt das Schicksal seiner Gebeine und weiß, wie oft man sie beerdigen wird.



### Thomas Browne

kam am 19. Oktober 1605 in London als Sohn eines Seidenhändlers zur Welt. Über seine Kindheit ist wenig bekannt, und in den Beschreibungen seines Lebens gibt es auch kaum einen Aufschluß über die

Art seiner an das Magisterstudium in Oxford sich anschließenden medizinischen Ausbildung. Verbürgt ist nur, daß er von seinem fünfundzwanzigsten bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahr die in den hippokratischen Wissenschaften damals herausragenden Akademien von Montpellier, Padua und Wien besuchte und daß er zuletzt, kurz vor seiner Rückkehr nach England, in Leiden den Grad eines Doktors der Medizin erwarb. Im Januar 1632, während des Aufenthalts in Holland und somit zu einer Zeit, da Browne mehr als jemals zuvor vertieft war in die Geheimnisse des menschlichen Körpers, wurde im Amsterdamer Waagebouw eine öffentliche Prosektur vorgenommen an der Leiche des wenige Stunden zuvor wegen Diebstahls gehenkten Stadtgauners Adriaan Adriaanszoon alias Aris Kindt. Obzwar nirgends eindeutig belegt, ist es mehr als wahrscheinlich, daß Browne die Ankündigung dieser Prosektur nicht entgangen war und daß er dem spektakulären, von Rembrandt in seiner Porträtierung der Chirurgengilde festgehaltenen Ereignis beigewohnt hat, zumal die alljährlich in der Tiefe des Winters stattfindende anatomische Vorlesung des Dr. Nicolaas Tulp nicht nur für einen angehenden Mediziner von größtem Interesse, sondern darüber hinaus auch ein bedeutendes Datum im Kalender der damaligen, aus dem Dunkel, wie sie meinte, ins Licht hinaustretenden Gesellschaft gewesen ist. Zweifellos handelte es sich bei dem vor einem zahlenden Publikum aus den gehobenen Ständen gegebenen Schauspiel einestheils um eine Demonstration des unerschrockenen Forschungsdrangs der neuen Wissenschaft, andernteils aber, obzwar man das sicher weit

von sich gewiesen hätte, um das archaische Ritual der Zergliederung eines Menschen, um die nach wie vor zum Register der zu verhängenden Strafen gehörende Peinigung des Fleisches des Delinquenten bis über den Tod hinaus. Daß es bei der Amsterdamer anatomischen Vorlesung um mehr ging als um die gründlichere Kenntnis der inneren menschlichen Organe, dafür spricht der an Rembrandts Darstellung ablesbare zeremonielle Charakter der Zerschneidung des Toten — die Chirurgen sind in ihrem besten Staat, und Dr. Tulp hat sogar seinen Hut auf dem Kopf — ebenso wie die Tatsache, daß nach der Vollendung der Prozedur ein feierliches, in gewissem Sinne symbolhaftes Bankett abgehalten wurde. Stehen wir heute im Mauritshuis vor dem gut zwei mal eineinhalb Meter messenden Anatomiegemälde Rembrandts, so stehen wir an der Stelle derer, die im Waagebouw seinerzeit dem Vorgang der Sezierung gefolgt sind, und meinen zu sehen, was diese gesehen haben: den grünlichen, im Vordergrund daliegenden Leib Aris' Kindts mit dem gebrochenen Nacken und der in der Todesstarre furchtbar hervorgewölbten Brust. Und doch ist es fraglich, ob diesen Leib je in Wahrheit einer gesehen hat, denn die damals gerade aufkommende Kunst der Anatomisierung diente nicht zuletzt der Unsichtbarmachung des schuldhaften Körpers. Bezeichnenderweise sind ja die Blicke der Kollegen des Doktors Tulp nicht auf diesen Körper als solchen gerichtet, sondern sie gehen, freilich haarscharf, an ihm vorbei auf den aufgeklappten anatomischen Atlas, in dem die entsetzliche Körperlichkeit reduziert ist auf ein Diagramm, auf ein Schema des Menschen, wie es dem







passionierten, an jenem Januarmorgen im Waagebouv angeblich gleichfalls anwesenden Amateuranatomen René Descartes vorschwebte. Bekanntlich lehrte Descartes in einem der Hauptkapitel der Geschichte der Unterwerfung, daß man absehen muß von dem unbegreiflichen Fleisch und hin auf die in uns bereits angelegte Maschine, auf das, was man vollkommen verstehen, restlos für die Arbeit nutzbar machen und, bei allfälliger Störung, entweder wieder instand setzen oder wegwerfen kann. Der seltsamen Ausgrenzung des doch offen zur Schau gestellten Körpers entspricht es auch, daß die vielgerühmte Wirklichkeitsnähe des Rembrandtschen Bildes sich bei genauerem Zusehen als eine nur scheinbare erweist. Entgegen jeder Gepflogenheit nämlich beginnt die hier dargestellte Prosektur nicht mit der Öffnung des Unterleibs und der Entfernung der am ehesten in den Verwesungszustand übergehenden Eingeweide, sondern (und auch das deutet möglicherweise auf einen Akt der Vergeltung) mit der Sezierung der straffälligen Hand.



Und mit dieser Hand hat es eine eigenartige Bewandnis. Nicht nur ist sie, verglichen mit der dem Beschauer näheren, geradezu grotesk disproportioniert, sie ist auch anatomisch gänzlich verkehrt. Die offengelegten Sehnen, die, nach der Stellung des Daumens, die der Handfläche der Linken sein sollten, sind die des Rückens der Rechten. Es handelt sich also um eine rein schulmäßige, offenbar ohne weiteres dem anatomischen Atlas entnommene Aufsetzung, durch die das sonst, wenn man so sagen kann, nach dem Leben gemalte Bild genau in seinem Bedeutungszentrum, dort, wo die Einschnitte schon gemacht sind, umkippt in die krasseste Fehlkonstruktion. Daß Rembrandt sich hier irgendwie vertan hat, ist wohl kaum möglich. Vorsätzlich erscheint mir vielmehr die Durchbrechung der Komposition. Die unförmige Hand ist das Zeichen der über Aris Kindt hinweggegangenen Gewalt. Mit ihm, dem Opfer, und nicht mit der Gilde, die ihm den Auftrag gab, setzt der Maler sich gleich. Er allein hat nicht den starren cartesischen Blick, er allein nimmt ihn wahr, den ausgelöschten, grünlichen Leib, sieht den Schatten in dem halboffenen Mund und über dem Auge des Toten.

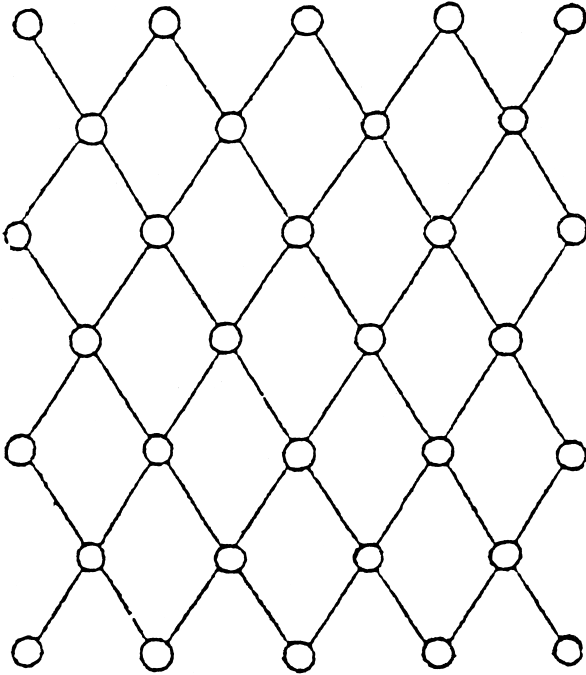
Aus welcher Perspektive Thomas Browne, wenn er sich, wie ich glaube, tatsächlich unter den Zuschauern in dem Amsterdamer Anatomietheater befand, den Seziervorgang mitverfolgt und was er gesehen hat, dafür gibt es keinen Anhaltspunkt. Vielleicht war es der weiße Dunst, von dem er in einer späteren Notiz über den am 27. November 1674 über weiten Teilen Englands und Hollands liegenden Nebel behauptet, daß er aufsteige aus der Höhle eines frisch geöffneten

Körpers, während er, so Browne im selben Zug, zu unseren Lebzeiten unser Gehirn umwölke, wenn wir schlafen und träumen. Ich entsinne mich deutlich, wie mein eigenes Bewußtsein von solchen Dunstschleiern verhangen gewesen ist, als ich, nach der in den späten Abendstunden an mir vorgenommenen Operation, wieder auf meinem Zimmer im achten Stockwerk des Krankenhauses lag. Unter dem wundervollen Einfluß der Schmerzmittel, die in mir kreisten, fühlte ich mich in meinem eisernen Gitterbett wie ein Ballonreisender, der schwerelos dahingleitet durch das rings um ihn her sich auftürmende Wolkengebirge. Bisweilen teilten sich die wallenden Tücher, und ich sah hinaus in die indigofarbenen Weiten und hinab auf den Grund, wo ich, unentwirrbar und schwarz, die Erde erahnte. Droben aber am Himmelsgewölbe waren die Sterne, winzige Goldpunkte, in die Öde gestreut. An mein Ohr drangen durch die dröhnende Leere die Stimmen der beiden Schwestern, die mir den Puls maßen und ab und zu die Lippen netzten mit einem kleinen, rosaroten, an einem Stäbchen befestigten Schwamm, der mich an die würfelförmigen Lutscher aus türkischem Honig erinnerte, die man vormals auf dem Jahrmarkt kaufen konnte. Katy und Lizzie hießen die Wesen, die mich umschwebten, und ich glaube, daß ich nur selten so glücklich gewesen bin wie unter ihrer Obhut in dieser Nacht. Von den Alltäglichkeiten, über die sie miteinander redeten, verstand ich kein Wort. Ich hörte nur die auf und ab gehenden Töne, Naturlaute, wie sie hervorgebracht werden von den Kehlen der Vögel, ein vollendetes Klingen und Flöten, halb Engelsmusik,

halb Sirenengesang. Nur ein äußerst absonderliches Bruchstück von all dem, was Katy zu Lizzie und Lizzie zu Katy gesagt hat, ist mir in Erinnerung geblieben. Es gehörte, glaube ich, zu einer Erzählung von einem Ferienaufenthalt auf der Insel Malta, und Katy beziehungsweise Lizzie behauptete, daß die Malteser mit unbegreiflicher Todesverachtung nicht links fahren und nicht rechts, sondern stets auf der schattigen Seite der Straße. Erst als im Morgengrauen die Nachtschwestern abgelöst wurden, da ging es mir wieder auf, wo ich war. Ich begann meinen Körper zu spüren, den tauben Fuß, die schmerzende Stelle in meinem Rücken, registrierte das Tellergeklapper, mit dem draußen auf dem Gang der Krankenhaustag anhub, und sah, als das erste Frühlicht die Höhe erhellte, wie, anscheinend aus eigener Kraft, ein Kondensstreifen quer durch das von meinem Fenster umrahmte Stück Himmel zog. Ich habe diese weiße Spur damals für ein gutes Zeichen gehalten, fürchte aber jetzt in der Rückschau, daß sie der Anfang gewesen ist eines Risses, der seither durch mein Leben geht. Die Maschine an der Spitze der Flugbahn war so unsichtbar wie die Passagiere in ihrem Inneren. Die Unsichtbarkeit und Unfaßbarkeit dessen, was uns bewegt, das ist auch für Thomas Browne, der unsere Welt nur als das Schattenbild einer anderen ansah, ein letzten Endes unauslotbares Rätsel gewesen. In einem fort hat er darum denkend und schreibend versucht, das irdische Dasein, die ihm nächsten Dinge ebenso wie die Sphären des Universums vom Standpunkt eines Außenseiters, ja man könnte sagen, mit dem Auge des Schöpfers zu betrachten. Und um den dafür notwendigen Grad

von Erhabenheit zu erreichen, gab es für ihn nur das einzige Mittel eines gefahrvollen Höhenfluges der Sprache. Wie die anderen Schriftsteller des englischen 17. Jahrhunderts führt auch Browne ständig seine ganze Gelehrsamkeit mit sich, einen ungeheuren Zitatenschatz und die Namen aller ihm voraufgegangenen Autoritäten, arbeitet mit weit ausufernden Metaphern und Analogien und baut labyrinthische, bisweilen über ein, zwei Seiten sich hinziehende Satzgebilde, die Prozessionen oder Trauerzügen gleichen in ihrer schieren Aufwendigkeit. Zwar gelingt es ihm, unter anderem wegen dieser enormen Belastung, nicht immer, von der Erde abzuheben, aber wenn er, mitsamt seiner Fracht, auf den Kreisen seiner Prosa höher und höher getragen wird wie ein Segler auf den warmen Strömungen der Luft, dann ergreift selbst den heutigen Leser noch ein Gefühl der Levitation. Je mehr die Entfernung wächst, desto klarer wird die Sicht. Mit der größtmöglichen Deutlichkeit erblickt man die winzigsten Details. Es ist, als schaute man zugleich durch ein umgekehrtes Fernrohr und durch ein Mikroskop. Und doch, sagte Browne, ist jede Erkenntnis umgeben von einem undurchdringlichen Dunkel. Was wir wahrnehmen, sind nur vereinzelte Lichter im Abgrund des Unwissens, in dem von tiefen Schatten durchwogten Gebäude der Welt. Wir studieren die Ordnung der Dinge, aber was angelegt ist in ihr, sagt Browne, erfassen wir nicht. Darum dürfen wir unsere Philosophie bloß in kleinen Buchstaben schreiben, in den Kürzeln und Stenogrammen der vergänglichen Natur, auf denen allein der Abglanz der Ewigkeit liegt. Dem eigenen Vorsatz getreu, verzeichnet

Browne die in der anscheinend unendlichen Vielfalt der Formen Mal für Mal wiederkehrenden Muster, beispielsweise in seiner Abhandlung über den Garten des Cyrus dasjenige des sogenannten Quincunx,



*Quid Quincunce Speciosius, qui, in  
quam cunq; partem Spectaueris,  
rectus est: Quintilian; //*

das gebildet wird von den Eckpunkten eines regelmäßigen Vierecks und dem Punkt, an dem dessen Diagonalen sich überschneiden. Überall an der lebendigen und toten Materie entdeckt Browne diese Struk-

tur, in gewissen kristallinen Formen, an Seesternen und Seeigeln, an den Wirbelknochen der Säugetiere, am Rückgrat der Vögel und Fische, auf der Haut mehrerer Arten von Schlangen, in den Spuren der über Kreuz sich fortbewegenden Vierfüßler, in den Konfigurationen der Körper der Raupen, Schmetterlinge, Seidenspinner und Nachtfalter, in der Wurzel des Wasserfarns, den Samenhülsen der Sonnenblumen und Schirmpinien, im Innern der jungen Triebe der Eichen oder der Stengel des Schachtelhalms und in den Kunstwerken der Menschen, in den ägyptischen Pyramiden und im Mausoleum des Augustus ebenso wie in dem mit Granatapfelbäumen und weißen Lilien nach der Richtschnur bestückten Garten des Königs Salomon. Endlos viel ließe sich hier zusammentragen, sagt Browne, und endlos ließe sich zeigen, mit welcher eleganter Hand die Natur geometrisiert, aber — so beschließt er mit einer schönen Wendung seine Schrift — das Sternbild der Hyaden, die Quincunx des Himmels senkt sich bereits hinter den Horizont *and so it is time to close the five ports of knowledge We are unwilling to spin out our thoughts into the phantasmes of sleep, making cables of cobwebs and wildernesses of handsome groves.*